

Zwei der Beiträge behandeln Perzeptionen und Rezeptionen des spätmittelalterlichen Gelehrtenbildes in Handschriften-Miniaturen bzw. in höfischen Romanen. Andrea van Hülsen-Esch (Düsseldorf) verdeutlicht, dass die Gelehrtenkultur des Spätmittelalters auch in der visuellen Vermittlung von Kleidung greifbar wird. Der Literaturwissenschaftler Klaus Ridder (Tübingen) widmet sich der Charakteristik von Wissensträgern in höfischen Texten. Sein Parforceritt durch drei Jahrhunderte höfischer Literatur bietet ein Kaleidoskop von Gelehrtenbildern, die er nach Topoi bzw. Leitmotiven ordnet.

Die Mehrheit der Autoren wählt hingegen einen konkreteren Zugriff und setzt sich mit der Praxis der Gelehrten auseinander – Verhalten, Habitus und Rituale rücken in den Mittelpunkt der Untersuchungen. Wenn man die inzwischen erschienenen Qualifikationschriften der Autoren kennt, bieten die Aufsätze des Sammelbandes wenig Neues, sind aber als konzise Zusammenfassungen ein guter Einstieg in die weiterführenden Arbeiten. Wie drückt sich Status und Rang der Gelehrten in ihren Bibliotheken und in ihrem Bücherbesitz aus (Jacques Verger / Paris IV.)? Welche Rolle Einsetzungsriten (Beispielsweise Disputation und Graduierung) für die Formierung eines spätmittelalterlichen Gelehrtenhabitus spielen, fragt sich Marian Füssel (Göttingen). Harald Müller (Aachen) geht den humanistischen Gelehrten nach und problematisiert Erfassbarkeit der Angehörigen dieser Gruppierung. Entscheidend für ihn sind dabei Verhaltensmuster (Sprachkenntnisse, Briefkultur, lateinische Namensgebung, Sodalitäten) als Unterscheidungskriterium der Gelehrten untereinander. Mit Netzwerken setzt sich der zentrale Aufsatz von Rainer Christoph Schwinges (Bern) auseinander. Schwinges destruiert sozialromantische Vorstellungen, indem er aufzeigt, dass Karrierewege durchaus nicht unbedingt auf Bildung, Wissensdurst oder Leistungsgerechtigkeit beruhten. Ausschlaggebend sei vielmehr Einbindung in das professorale Umfeld (*familia magistra*) gewesen. Die Bedeutung der finanziellen, sozialen, familiären, ständischen (Rang-)Unterschiede, kurzum die Herkunft bildete sich in den Beziehungen ab und reproduzierte sich. Daneben erörtert Schwinges in einer konzisen Kurzzusammenfassung den Mehrwert von Netzwerkanalysen für die historische Forschung und thematisiert den Misserfolg, die Exklusion aus vorhandenen Netzwerken sowie seine finanziellen und beruflichen Folgen. Wolfgang Eric Wagner (Rostock) widmet sich einem lebensweltlichen Phänomen, das es eigentlich nicht hätte geben dürfen, den verheirateten Magistern (*uxorati*). Wagner macht plausibel, dass die Normierung

der Ehelosigkeit historisch bedingt durch die klerikale Lebensordnung der Universität wie die Vermeidung von Konflikten und den Erhalt ihrer Privilegien gewesen sei. Umgekehrt wird für Gadi Algazi (Tel Aviv) die „Erosion des Gelehrtenzölibats“ zum Aufhänger für den Prozess einer umfassenden Veränderung der kulturell bedingten Verhaltensmuster spätmittelalterlicher Gelehrter (1400–1630). In der schriftlichen Problematisierung der Vereinbarkeit von Familie und Gelehrtensein liege ein probates Bestimmungsmuster des Gelehrtenhabitus vor. Offen bleibt bei seiner Analyse allerdings, wie sein zeitlich und überkulturell angelegter Vergleich mit Selbstzeugnissen und Beschreibungen jüdischer und muslimischer Gelehrter zur Profilierung des „europäischen“ Gelehrtenbegriffs und Lebensrealität beitragen kann.

Die „Kulturgeschichte der Gelehrten im späten Mittelalter“ ermöglicht einen tiefen Blick auf und in die Welten spätmittelalterlicher, akademischer Gelehrsamkeit und zeigt Wege auf, wie vormoderne Wissenswelten und Gelehrtenkulturen untersucht werden können. Durch die gelungene Bündelung der Experten wie die Vielschichtigkeit der behandelten Beispiele ist der Sammelband nicht nur Ausdruck gegenwärtiger Expertise, er wird selbst zu einem Referenzwerk und zum Generator neuer Fragen.

Berlin

Marika Bacsóka

*Quellen zur Christianisierung der Sachsen.* Zusammengestellt, eingeleitet, neu übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Knut Schäferdiek, Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2010 (Arbeiten zur Kirchen- und Theologiegeschichte 33), 148 S., geb., ISBN 978-3-374-02788-0.

Diese in jeder Hinsicht vorzügliche Quellenedition ist der Abschluss des wissenschaftlichen Werkes von Knut Schäferdiek (1930–2010), an dem dieser bedeutende Kirchenhistoriker bis in die letzten Lebenswochen hinein gearbeitet hat. Das Buch ist außerdem ein Vermächtnis, wie die folgenden Sätze aus seinem Vorwort zeigen: „Vielleicht könnte eine solche Zusammenstellung (von Quellen zur sächsischen Christianisierungsgeschichte, v. P.) auch ein Anreiz sein für nähere kirchengeschichtliche Beschäftigung mit der Christianisierung unseres Landes. Sie ist immerhin ein Geschehen von großer Tragweite und ein Beitrag zur Ausbildung der geschichtlichen Individualität Europas. Doch seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges ist die evangelische Kirchengeschichtsschreibung der Thematik weitgehend ausgewichen. Ein Grund dafür

mag in der Tendenz liegen, Kirchengeschichte auf Theologiegeschichte zu reduzieren“ (5). Dieser Gefahr ist Knut Schäferdiek nicht erlegen, was auch der mit Wärme geschriebene Nachruf auf ihn aus der Feder seines Nachfolgers auf dem Bonner kirchengeschichtlichen Lehrstuhl, Wolfram Kinzig, verdeutlicht (139–146). Beeindruckend sind Schäferdieks breit gefächertes Interesse und seine Gelehrsamkeit, was unter anderem darin zum Ausdruck kommt, dass er im Rahmen seiner Mitherausgabe der *Theologischen Realenzyklopädie* in den Jahren 1974 bis 2004 zahlreiche Beiträge aus acht europäischen Sprachen übersetzt hat. Gleichwohl hat er sich in besonderem Maße der Frühmittelalterforschung gewidmet und somit als einer der wenigen evangelischen Theologen ihr „Randdasein“ (143) überwunden. Schäferdieks entsprechende Beiträge sind in der Fortschreibung seiner Bibliographie verzeichnet (147f. Nr. 176–198; Nr. 1–138 in: Knut Schäferdiek, *Schwellexzeit. Beiträge zur Geschichte des Christentums in Spätantike und Frühmittelalter*, Hg. Winrich A. Löhr und Hanns Christof Brennecke, Berlin 1996, 510–522; Nr. 139–175 in: Ders., *Randwanderung. Erinnerungen eines Kirchenhistorikers*, in: *Kirchengeschichte als Autobiographie*, Hg. Dietrich Meyer, Bd. II, Köln 2002, 255f). In ihnen hat er sich der eingehenden Quellenanalyse zur „minutiösen Rekonstruktion vergangener Wirklichkeiten“ (144) gewidmet.

Ein hervorragendes Beispiel für Schäferdieks Arbeitsweise ist die vorliegende Quellenedition. Sie beginnt mit einer Einführung (9–39), die konzentriert den Ablauf der Christianisierungsgeschichte der Sachsen schildert, beginnend mit Erwägungen zur Entstehung und Ausbreitung des sächsischen Volksverbandes und der Skizzierung erster Missionsversuche (die Hewalde, Bonifatius, Liawin) über die einzelnen Abschnitte der Sachsenkriege bis hin zur Missions- und Kirchenorganisation sowie Hinweisen zum überdauernden Heidentum. Es dürfte kaum eine präzisere Darstellung der sogenannten Eingliederung der Sachsen ins Frankenreich (auch Schäferdiek benutzt diesen euphemistischen Begriff, z. B. 10, 17, 32, der die wahren Umstände verschleiert) geben. Wenn auch fast durchgängig ohne Verweis auf Forschungsdebatten, so werden doch alle Probleme der Auseinandersetzung angesprochen und in wohlthuender Nüchternheit geschildert. Auf Spekulationen lässt Schäferdiek sich nicht ein. An entsprechenden Stellen, etwa bei der Frage nach dem Verbleib Widukinds nach seiner Taufe 785, registriert er knapp das Schweigen der Quellen und verweist damit manch farbige Theorie in den Bereich der Phantasie (26f). Der Beginn der Auseinandersetzung 772 war in Schäferdieks Sicht „Mittel

einer fränkischen Vorwärtsverteidigung“ (18), bei dem die Religionsfrage keine Rolle gespielt habe. Darüber ließe sich diskutieren, ist es doch grundsätzlich schwierig, den weltlichen vom kirchlichen Bereich zu trennen. Das zeigt auch das Resümee: „Die Christianisierung war somit ein Folge- und Begleitprozess der machtpolitischen Herrschaftsausweitung des christlichen fränkischen Königtums“. Damit sei sie „kennzeichnend für die mittelalterliche christliche Mission überhaupt“, was in dieser generalisierenden Form etwa für Island und Schweden kaum zutrifft. Zweifelsohne aber war der besondere Ablauf der Auseinandersetzung „bestimmt von der Hartnäckigkeit des sächsischen Widerstandes nicht in erster Linie gegen das Christentum, sondern gegen den fränkischen Herrschaftsanspruch“ (39).

Zugeordnet mit Querverweisen sind der Einleitung 78 Quellentexte, bis auf einen Auszug aus dem Heliand (Q 66) in neuer Übersetzung. Die lateinischen Originale sind den bekannten kritischen Ausgaben entnommen. In Anmerkungen werden Sachinformationen sowie Kurzbiographien geboten. Letztere werden bei jeder Erwähnung wiederholt (z. B. Willehad: 96 Anm. 141, 104 Anm. 158, 140 Anm. 201, 115 Anm. 228), was auch platzsparender hätte gelöst werden können. Benutzerunfreundlich ist der überaus kleine Satz vor allem der 300 Anmerkungen. Entscheidend aber ist, dass sich tatsächlich alle Quellen zum Ablauf der Geschichte finden, um sich ein Bild von der Entwicklung machen zu können. Manche Texte sind erstmals vollständig übersetzt, so beispielsweise die ältere Vita Liawins, die bisher nur in Auszügen übersetzt vorlag (70–77).

Das Literaturverzeichnis (41–43) ist knapp, verzeichnet aber die wichtigsten Arbeiten. Die seit 1977 erscheinenden *Studien zur Sachsenforschung* hätten ebenso einen Hinweis verdient wie das alljährlich stattfindende Sachsen-symposium, versammeln sie doch beide auch für die Missionsgeschichte wichtige Beiträge. Hilfreich ist schließlich das Verzeichnis der angezogenen Quellenschriften (45–52). Es gibt kurze Informationen zu Verfasser und Entstehungszeit und führt die kritische Ausgabe sowie, falls vorhanden, die Übersetzung an. Beim *Indiculus superstitionum et paganiarum* (35f, 50) enthält Schäferdiek sich einer Datierung, er dürfte in die 740er Jahre gehören. Zur Vita secunda Liudgeri wäre nachzutragen die Übersetzung von Eckhard Freise in: *Die Vita sancti Liudgeri* (Codices selecti XCV), Graz 1999, 29–61).

Das Buch hat seinen Ursprung in einer Quellenauswahl für die Teilnehmer eines kirchengeschichtlichen Seminars. Nicht nur für diesen Zweck ist es bestens geeignet.

Deshalb sei es, wie Wolfram Kinzig am Schluss seines Nachrufes schreibt, ihm gewünscht, „dass es in Seminaren und Übungen breit eingesetzt werde und so die Erinnerung an die große Gelehrtenpersönlichkeit Knut Schäferdiek auch unter kommenden Studierendengenerationen wach halten möge“ (146).

Paderborn Lutz E. v. Padberg

Joan Mueller: *A Companion to Clare of Assisi. Life, Writings and Spirituality*, Leiden – Boston: Brill 2010 (Brill's Companions to the Christian Tradition, 21), 307 S. + 8 Ill. ISBN 978-90-04-18216-5

Die an der Creighton University lehrende Autorin ist in den letzten Jahren durch mehrere Studien über Klara von Assisi (1193–1253) hervorgetreten; zwei davon sind in diesem Band wieder aufgenommen: *Reading Clare's Letters in Context* (S. 119–168) und *The Agnes Legend in Clare's Letters* (169–198); beide machen einen Großteil des 2001 in St. Bonaventure (NY) erschienenen Buches *Clare's Letters to Agnes: Texts and Sources* aus.

Wie alle Bände in der Reihe will auch dieser ein Begleiter sein, also in das Leben, die Schriften und die Spiritualität der Heiligen von Assisi einführen. Der I. Teil (Kap. 1–4) macht deutlich, dass Klara nicht einfach das benediktinische Lebensmodell übernommen, sondern eine franziskanische Wahl getroffen und diese mit herkömmlichen Formen verbunden hat. Beweise für das eigenständig Franziskanische sind das von Klara erbetene und 1228 von Gregor IX. erhaltene Privileg der Armut, der häufige Bezug auf Franziskus in Klaras Regel und die Lebensweise in San Damiano unterhalb Assisi. Diese beschreibt J. M. ausführlich anhand der Zeugnisse von 15 Schwestern, die am 24. November 1253 vor dem Bischof Bartholomäus von Spoleto unter Eid aussagten. Sie schätzt mit Recht die Akten dieses Heiligsprechungsprozesses als Quelle höher ein als die offizielle zur Kanonisation verfasste Legende. Vier Schwestern bezeugen auch die in der Legende verschwiegene Vision Klaras, wonach diese an der Brust des Franziskus getrunken habe. Auf der Linie von Alfonso Marini legt M. die Vision politisch aus, d. h. im Zusammenhang mit Klaras Kampf um die eigene Lebensform. Während sie, von Franz ermutigt, ganz ohne Eigentum leben wollte, drängte Gregor IX. ihr immer wieder Besitz auf zur Sicherung des Lebensunterhalts in Klausur. Doch für Klara war nicht die Klausur das Wichtigste, sondern die Armut. Der Papst bezeichnete die von Franz 1213 gegebene und von Klara gehütete und über alles geschätzte *Forma vivendi* als „Säuglingsmilch“, die von

ihm als Kardinal 1219 verordnete Regel hingegen als „Speise für Erwachsene“. Mit seiner Regel wollte Gregor IX. alle noch unabhängigen Nonnenklöster unter dem Patronat von S. Damiano zu einem Damiansorden einen, doch Klara widersetzte sich diesem Streben und behielt die Eigenart von San Damiano bei. Sie wurde darin bestärkt von Franz, der ihr im Traum die Brust reicht. Eine solche Interpretation der Vision ist einleuchtend, doch dürften andere Interpreten (Marco Bartoli, Fernando Uribe, Anton Rotzetter: Sterbevision) wenigstens erwähnt werden. Um Ordenspolitik geht es auch in Prag, wo die Königstochter Agnes ein Hospital gestiftet und ein Kloster gebaut hat, in das sie selbst Pfingsten 1234 mit adeligen Gefährtinnen eingetreten ist. Sie wollte dort ein Leben in absoluter Armut führen wie die Schwestern in San Damiano, erhielt dafür zwar Mitte April 1238 das Privileg der Armut, aber keine eigene Ordensregel; vielmehr musste sie die Benediktregel und die Konstitutionen Hugolins (Gregors IX.) annehmen wie die anderen zum Damiansorden vereinten Klöster auch. Von diesen beschreibt J. M. jene in Faenza, San Severino, Mailand und Trient, so dass man gut einen Vergleich zu San Damiano und Prag anstellen kann.

Der II. Teil (Kap. 5–7) besteht aus den eingangs genannten beiden Kapiteln zu den Briefen Klaras an Agnes von Prag und einem neuen Kap. (7) zur *Forma vitae* Klaras, d. h. zu der von ihr aus vielen Elementen (u. a. der Benedikt-, der Augustinus-, vor allem aber der Franziskusregel) zusammengesetzten Ordensregel, der ersten in der Geschichte der Kirche, die von einer Frau für Frauen geschrieben wurde. Liegen hierzu in Italien drei Bände vor, die eine farbige Synopse der Quellen (Padua 2003), eine Redaktionsgeschichte der Regel (Padua 2005) sowie einen umfassenden Kommentar (Padua 2007) bieten, so konzentriert sich die Amerikanerin darauf, die „unique Contributions“ (209–257) Klaras in jedem der zwölf Regelkapitel hervorzuheben. So wird noch einmal die Originalität der Lebensweise in San Damiano deutlich, wie sie schon aus den Aussagen der Schwestern beim Heiligsprechungsprozess aufschien (Kap. 2). Originell ist z. B., wie demokratisch im Kloster die Arbeiten und die Almosen verteilt wurden, ja allein schon die Tatsache, dass die Gemeinschaft nicht in Betende und Arbeitende (Chorschwestern und Laienschwestern) aufgeteilt war, sondern sich alle an den Diensten im Haus beteiligten. Die einzelne Schwester durfte ein Geschenk auch behalten, wenn sie dessen bedurfte. Originell ist selbst noch das „Amen“ am Schluss der Regel, das die am Ende einer langen Lebenserfahrung entstandene *Forma*